Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 2. Düsseldorf, den 12. August. 1904.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23—37. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzgelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Gesetze? Wie liesest Du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn, und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Oel und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des anderen Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte, und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen!"

Was muß ich tun?

Jener Gesetzeslehrer will den Herrn „versuchen", d. h. in Verlegenheit bringen mit seiner Frage: „Meister, was muß ich tun, um in das Leben einzugehen?" Denn auf die Gegenfrage des Herrn — „was steht im Gesetze geschrieben?" — gibt er selbst prompt die richtige Antwort aus dem 5. Buche Moses: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften!"

Dieses Gebot, lieber Leser, nennt der Herr bei einer anderen Gelegenheit das erste und größte aller Gebote (Matth. 22, 38). Wir sind also allesamt streng verpflichtet, es zu beobachten, wenn wir Anspruch machen auf das ewige selige Leben.

Und doch! wie viele Christen halten dieses göttliche Gebot für etwas, wovon höchstens bei den Heiligen Gottes die Rede sein könne — keinesfalls aber bei einem Durchschnittschristen, weil es über ihr Können einfach hinausgehe! Fürwahr, lieber Leser, ein verhängnisvoller Irrtum, der nur der Unwissenheit entspringt. Denn wie könnte unser Schöpfer etwas von uns verlangen, was über unser Können hinausginge?

Liebe — ein vielgebrauchtes und vielmißbrauchtes Wort! Wir Deutsche haben kein besonderes Wort für die heilige, göttliche Caritas zum Unterschied von jener natürlichen Regung, die bekanntlich in unsern Romanen und Novellen eine so große Rolle spielt — die aber himmelweit verschieden ist von dem, was der Heiland als Inbegriff des ganzen Gesetzes und der Propheten bezeichnet (Matth. 22). Die heilige Flamme der Gottesliebe, die uns im hl. Sakramente der Taufe eingegossen wird, ist eben nicht so sehr Sache des Gefühls, sondern weit mehr Sache des Verstandes und des Willens. Sie ist, wie der hl. Thomas sagt, eine Vorzugsliebe: ich darf meinem Gott und Schöpfer keines Seiner Geschöpfe vorziehen — nicht Geld und Gut, nicht Vater und Mutter, nicht Weib und Kind, — und der Herr Selber hat das auch ausdrücklich gesagt mit dem Worte: „Wer Vater, oder Mutter, oder Bruder, oder Schwester mehr liebt als Mich, der ist Meiner nicht wert" (Matth. 10, 37).

Und wenn du nun festhältst, lieber Leser, was wir sagten, daß es sich nämlich nicht um eine (sinnliche) Gefühlsliebe handelt, wie etwa die Eltern zu ihren Kindern haben, oder die Ehegatten oder Freunde zu einander, — so wirst du leicht einsehen, daß das Gebot der Gottesliebe keineswegs etwas ist, was über das Können eines Durchschnittsmenschen hinausgeht.

Ein Beispiel soll es übrigens sofort klar machen: Zu den Bürgertugenden, die von jedem aus uns gefordert werden, gehört bekanntlich in erster Linie die Vaterlandsliebe. Bricht nun, wie im Jahre 1870, ein Krieg aus, und wirst du, lieber Leser, unter die Fahne gerufen, so wird strengstens gefordert, daß du Haus und Geschäft und Weib und Kind — kurz, alles verlässest, weil das Vaterland in Gefahr ist und auch deiner bedarf! Ob dir dadurch große Verluste an Geld und Gut erwachsen, ob du eine gesicherte Stellung verlierst, kommt gar nicht in Betracht; nicht einmal, ob die Deinigen in Not und Elend geraten: das Vaterland geht allem vor! — Doch weiter! Wirst Du in dem unterdeß begonnenen Kriege auf einen Posten gestellt, dessen außerordentliche Gefahr du sofort erkennst, ja, wo dir der sichere Tod droht, so darfst du doch den Posten um keinen Preis verlassen, — das Vaterland verlangt hier von dir das Opfer des Lebens, und jedermann findet es in der Ordnung (um nicht zu sagen: „selbstverständlich"), daß du dieses größte aller Opfer auf dem Altare der Vaterlandsliebe darbringest!

Das Vaterland fordert also auch eine Vorzugsliebe, die jede andere Liebe und Zuneigung, die hindernd im Wege steht, gewissermaßen ausschaltet, — um wie viel mehr ist dann aber unser Gott und Schöpfer in Seinem Rechte, wenn Er befiehlt, daß Sein Wille, Seine Gebote, unter allen Umständen für uns maßgebend seien! Wie viel mehr, als das irdische Vaterland ist Er in Seinem Rechte, wenn Er auf keine Zuneigung zu Geld

und Gut und sinnlichem Genuß, wenn Er auf keine Gefühlsliebe zu Eltern, Angehörigen oder Freunden Rücksicht nehmen will, falls diese Gefühle und Regungen der Uebung der Gottesliebe feindlich oder hindernd im Wege stehen! Fürwahr, unser Herr hat das Recht zu sagen: „Wer Vater, oder Mutter, oder Bruder, oder Schwester mehr liebt, als Mich, der ist Meiner nicht wert." (Matth. 10, 37).

Viele aus unsern Lesern erinnern sich mit mir noch lebhaft der Umstände, unter denen einst der 70er Krieg begonnen und siegreich geführt wurde. Wie flammte damals die Vaterlandsliebe auf! Welche Begeisterung selbst in den sonst so stillen Dörfchen hier am Rhein! Und mit welcher Begeisterung wurden die größten Opfer gebracht: vor allem von unsern wackeren Kriegern und ihren Führern, — daheim aber kamen selbst die Aermsten herbeigeeilt und brachten ihre „Liebesgaben", um sie auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern! Wer je einmal Zeuge dieser rührenden Darbietungen gewesen, wird es zeitlebens nicht vergessen können. — Hier handelte es sich um das irdische Vaterland! Und jenes himmlische Vaterland, das doch unendlich höher von uns geschätzt werden muß, sollte uns nicht begeistern können zu wirklichen Opfern? Und erst der unendliche Gott, der das unbeschreibliche Glück und die unendliche Seligkeit dieses himmlischen Vaterlandes ausmachen wird, sollte keine „Opfer" von uns verlangen dürfen, — sollte nicht verlangen dürfen, daß wir Ihm, unserm Schöpfer, den Vorzug geben vor jedem Geschöpfe? Ja, wenn er im gegebenen Falle selbst das Leben von uns forderte, dürften wir uns sträuben — während der Soldat es für das irdische Vaterland zu opfern bereit ist?

Der große hl. Apostel Paulus warf sich täglich vor dem Vater der Barmherzigkeit nieder, um Ihn um die Gnade der wahren Gottesliebe zu bitten. Um wie viel mehr ziemt es uns, lieber Leser, darum zu bitten, der Herr möge eine möglichst große Liebe zu Ihm in unserm Herzen entzünden — bis diese Liebe sich einst zur Vollkommenheit erhebt dort droben im himmlischen Vaterlande: Dort wird es zu unserer Seligkeit gehören, „Ihn zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften."

S.

AC. Altchristliche Denkmäler als Zeugen für den Primat Petri.

Eine aus altchristlichen Denkmälern häufig wiederkehrende Darstellung zeigt den Führer des Volkes Israel, wie er mit seinem Stab Wasser aus dem Felsen schlägt. Das Bild kehrt öfters wieder neben der Darstellung der Auferweckung des Lazarus, so daß wir in Moses das Symbol Christi zu sehen haben. Indes versinnbildet Moses in den altchristlichen Darstellungen auch den Apostelfürsten Petrus. Es ist das keine haltlose Annahme, sondern über alle Zweifel sicher gestellt durch das im Jahre 1720 von Boldetti gefundene Goldglas, welches ebenfalls eine Darstellung des Moses gibt, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, aber — und das ist es, was diesem Funde seine eigenartige Bedeutung gibt — mit der Inschrift „Petrus" über dem Kopfe des Moses. Die Idee wäre dann die, daß Petrus aus dem Felsen Christus (vgl. 1. Kor. 10, 4) die Wasser des Heils hervorsprudeln läßt.

Diese Darstellung und ihre Umschrift haben dann bei verschiedenen Archäologen den Gedanken wachgerufen, daß Moses in diesen altchristlichen Darstellungen überhaupt nur als Vertreter des Petrus fungiere, eine Ansicht, von der Kraus (Realencyklopädie der christlichen Altertümer II, 431) meint, daß „sie vielleicht zu weit gehe. Immerhin aber ist Moses als Typus Petri zweifellos konstatiert: wie Moses und Christus führt Petrus allein den Stab als Symbol der Macht in der Hand. Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir in dieser Darstellung eine bedeutsame Dokumentierung der Lehre vom Primat Petri und der römischen Kirche erblicken."

Man könnte vielleicht einwenden, diese Inschrift „Petrus" über dem Haupte des Moses auf dem in Rede stehenden Goldglase verdanke ihren Ursprung einer Künstlerlaune, es könnte ihr deshalb nicht die hohe Bedeutung zukommen, welche man ihr beimißt. Dieser Einwand ist hinfällig, da dieses Goldglas nicht vereinzelt geblieben ist, sondern ausdrückliche Bezeichnungen des Moses als Petrus auch sonst noch gefunden wurden.

Aber auch andere inschriftliche Darstellungen des Moses lassen keinen Zweifel darüber, daß sie direkt und absichtlich auf Petrus gehen. Höchst interessant sind hier die verschiedenen Sarkophage, unter denen der bedeutsamste der 1838 in der Paulusbasilika gefundene ist, der jetzt im Lateranmuseum steht (eine Abbildung bei Gisar, Geschichte der Stadt Rom I, 427); die untere Bilderreihe (in der rechten Hälfte) zeigt drei Szenen: in den zwei ersten ist Petrus darstellt, wie ihm der Herr seinen Fall voraussagt, und wie er von zwei Juden gefangen weggeführt wird. Die dritte Szene aber zeigt das Felsenwunder des Moses, aber diesen dargestellt mit den Gesichtszügen des Petrus. Der Stab, das Zeichen der Macht, findet sich auf allen drei Szenen in der Hand des Petrus, so daß jeder Zweifel über den Sinn der Bilder völlig ausgeschlossen ist.

Andere Darstellungen zeigen Petrus, wie er aus der Hand Christi eine Rolle, das Gesetz des Neuen Bundes empfängt, wo die Bezugnahme auf Moses, der auf Sinai das Gesetz des Alten Bundes von Gott erhält, nahegelegt ist.

Die entsprechenden Funde sind nun keineswegs auf Rom beschränkt, sondern verteilen sich auf Italien, Frankreich und Dalmatien, ein Umstand, der zeigt, daß die Vorstellung der Petrus als des Gegenstückes von Moses, und die darin zum Ausdruck gebrachte Idee von dem Primat Petri keineswegs eine rein spezifisch römische ist, sondern in jenen Zeiten als allgemein verbreitet betrachtet werden darf.

Das bestätigen erst recht die diesbezüglichen Aeußerungen der Väter der ersten Jahrhunderte. Maximus von Turin, Hironymus, Augustinus und andere kennen die Symbolisierung des Petrus durch Moses als etwas ganz geläufiges. Merkwürdigerweise sind es gerade die orientalischen Schriftsteller, welche sich gern dieses Bildes bedienen, so zum Beispiel der Einsiedler Makarius aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, der Syrier Alphraates († 345), ebenso Ephräm der Syrer († 373), auch bei dem Nestorianer Nerses († 496) findet sich das Bild, das selbst bis in die Liturgie der jakobitischen Syrer seinen Weg gefunden. (Die einzelnen Aeußerungen von Kneller zusammengestellt in Stimmen aus Maria-Laach 60, 248 bis 257.)

Nach alledem kann, von anderen Zeugnissen für den Primat ganz abgesehen, mit sachlichen Gründen nicht bestritten werden, daß die katholische Lehre vom Primat Petri für die Zeit des christlichen Altertums wohl bezeugt ist.

♀ Das Gezelinus-Fest in Schlebusch.

Von F. Scheurenberg.

„Wohlan, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten."

Diese Worte Scheffels beherzigend, schnürte ich eines schönen Tages mein Bündel, um im anmutigen Dhüntale von den Anstrengungen einer arbeitsreichen Woche Erholung zu finden. Mein Reiseziel war Altenberg, das ich diesmal aber nicht erreichen sollte. Als ich in Schlebusch den Zug verließ, lag „allersonnigster Sonnenschein" auf den noch taufrischen Gräsern, und wohlgemut strebte ich an der alten Komturei des deutschen Ritterordens Schloß Morsbroich vorbei auf das freundliche Kirchdorf Schlebusch zu. Schon von weitem begrüßt mich feierliches Glockengeläute und bunte Wimpel flatterten von den beiden Türmen der schönen romanischen Pfarrkirche. Das Dorf selbst war festlich beflaggt. Auf meine Frage wurde mir die Antwort zuteil, es sei „Gezelinusfest". Voller Interesse erfuhr ich noch folgendes:

Das Gezelinusfest verdankt seine Entstehung der Verehrung für St. Gezelin, der in der Grafschaft Burgund in der Nähe des ehemaligen Klosters Morimond als Sohn

eines Ritters geboren wurde und im Dienste der Cisterzienserabtei Altenberg auf dem Klostergute Alkenrath bei Schlebusch um 1150 sein Leben beschloß.

Er war Klosterbruder. Infolge seines heiligmäßigen Lebenswandels stand er bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen; wird doch erzählt, daß sogar der heilige Bernhard von Clairveaux ihm sein eigenes Ordenskleid als Zeichen seiner Verehrung übersandt habe. Sein Grab befand sich bis zum Jahre 1814 in der ehemaligen Pfarrkirche zu Schlebuschrath, dann wurden seine Gebeine in die Pfarrkirche zu Schlebusch übergeführt, weil die Schlebuschrather Kirche wegen baulichen Verfalls geschlossen werden mußte.

Das Gezelinusfest beginnt mit dem Sonntage vor St. Laurentius (10. August) und dauert bis zum Sonntage nachher; es hat den Charakter einer Wallfahrt, zu der die katholischen Bewohner des bergischen Landes und der benachbarten Rheinebene in großer Zahl herbeiströmen. Auch ich beschloß, meinen Wanderstab nicht weiter zu setzen, sondern mich an dem Feste zu beteiligen — ein Entschluß, der mich nicht gereut hat.

Die Wallfahrt wird, wie mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, schon bald nach dem Tode St. Gezelins begonnen haben.

Genau läßt sich ihr Beginn nicht nachweisen, sicher ist aber, daß schon im 15. Jahrhundert bei Schlebusch eine Gezelinkapelle bestanden hat, die wegen Baufälligkeit im 16. Jahrhundert durch den Ordenskomtur Heinrich von Neuschenberg auf Schloß Morsbroich erneuert worden ist. *) Im Laufe der Zeiten und unter dem Einflusse der Kriegswirren im 17., 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts war aber auch diese Kapelle so verfallen, daß in ihr kein Gottesdienst mehr abgehalten werden konnte. Die kirchliche Feier des Gezelinusfestes fand demzufolge von 1829 bis 1868 in der Pfarrkirche zu Schlebusch statt. **) Freiwillige Spenden ermöglichten unterdes eine zweckentsprechende Restaurierung des ehrwürdigen Kirchleins; so konnte in dem letztgenannten Jahre unter dem Jubel der Bevölkerung das Fest wieder an der alten Stätte gefeiert werden. Die Worte des heimischen Dichters jener Tage:

„Die Waldkapelle im grünen Haag
Sich wiederum erheben mag
Zu Gottes Preis und Ehren
Zum Trost der Christenschar."

waren sicher aus dem Herzen der zahlreichen Verehrer des altehrwürdigen Wallfahrtsortes gesprochen.

Wie bereits erwähnt, beginnt das Fest mit dem Sonntage vor St. Laurentius. Schon Tags vorher treffen manche Pilger aus der weiteren Umgebung in Schlebusch ein, denen eine größere Zahl in der Frühe des Sonntags nachfolgt. Nach dem Festgottesdienste in der Pfarrkirche formiert sich die Prozession zur Uebertragung der Reliquien des seligen Gezelinus in die Waldkapelle. Die Beteiligung an der Prozession ist stets sehr groß; keine Unbilden der Witterung, weder Regen, noch glühende Hitze, vermögen die Masse der Bevölkerung von der Teilnahme abzuschrecken. Mit lobenswerter Zähigkeit hält sie an dem alten frommen Brauche fest. Die Ordnung bei der Prozession ist die übliche, die Bruderschaft der St. Sebastianus-Schützen, begleitet nach altem Herkommen, als Ehrengarde für St. Gezelin die Prozession. Diese nimmt mit den Reliquien des Seligen, welche seit kurzem dank der Bemühungen des jetzigen Herrn Pfarrers in einem deutschen schönen Schreine ruhen, den Weg nach dem neuen Gezelinwalde zu. An manchem schmucken, sinnig gezierten Häuschen vorbei führen sauber gehaltene, mit Blumen bestreute Wege durch üppige Obstgärten, in denen der reiche Behang der Fruchtbäume von des Schöpfers Güte und Allmacht kündet. Im Walde ist an einer geeigneten Stelle eine improvisierte Kanzel errichtet, verziert mit grünem Tann. Hier wird unter freiem Himmel die Festpredigt gehalten (Waldpredigt) — welch Zauberwort! Wie die Erinnerung an die Romantik längst verklungener Zeiten tönt es uns ins Ohr.

*) Vergl. Niessen: „Zur Geschichte von Schlebusch."
**) Vergl. Niessen: „Zur Geschichte von Schlebusch."

Es ist, als ob die Verkündung des göttlichen Wortes unter dem hohen Waldesdom in ganz besonderem Maße Herz und Gemüt des Menschen bewegt. Die große Pilgerschar lauscht still und andächtig den Worten des Priesters. Danach ist eine kurze Andacht in der Kapelle. Die Prozession löst sich dann auf. Mit klingendem Spiel marschieren die Schützen, gelegentlich auch wohl der Sankt Cäcilia-Kirchenchor in ihre Residenz zurück. Stiller wird's im Waldgebiet. Fromme Beter durchziehen einzeln oder in Gruppen die Laubgänge, an den Stationen ihre Andacht verrichtend. So gestaltet sich das Bild während der ganzen Festoktave, in der an jedem Morgen in der Kapelle das heilige Meßopfer dargebracht wird. Abends ist Andacht. Am St. Laurentiustage ist in der Kapelle Festgottesdienst mit darauffolgender Predigt im Walde, ebenso findet am Nachmittage des 2. Sonntags der Festoktave noch eine Waldpredigt statt. Nach der letztern werden die Reliquien des seligen Gezelinus in derselben feierlichen Weise wie am Sonntage vorher in die Pfarrkirche zu Schlebusch zurückgebracht. Damit hat das Fest sein Ende erreicht und tiefer Friede lagert wieder über der Kapelle und dem sagenumwobenen Walde von St. Gezelin.

Die Neugierde der Tiere.

Ueber diesen Gegenstand plaudert Henri de Parville in seinem im „Journal des Débats" veröffentlichen „Revue des Sciences". Die „Voss. Ztg." entnimmt daraus folgende Beobachtungen: Die Frau ist neugieriger wie der Mann. Das versteht sich von selbst und niemand zweifelt daran. Es ist vielleicht ein Zeichen von Ueberlegenheit, denn man findet denselben kleinen Fehler nur noch bei geistig hochstehenden Tieren. Und das Tier ist fast ebenso neugierig, wenn nicht noch neugieriger, als die Frau. Die Säugetiere und die Vögel geben fortwährend eine gewissermaßen angeborene Neugier zu erkennen. Der Hund paßt fortwährend auf und sucht sich alles, was seine Augen oder seine Ohren betrifft, zu erklären. Wenn er einen Gegenstand zum ersten Male sieht, geht er drum herum und sucht zu ergründen, wozu man das wohl gebrauchen könnte. Er ist glücklich, wenn man ihn in Gegenden führt, die er noch nicht gesehen hat. Seine Aufmerksamkeit wird immer durch das Neue angelockt; ein Nichts setzt ihn in Erstaunen, ein Nichts amüsiert ihn; ich kannte Hunde, die vor irgend einem merkwürdigen Gegenstande lachten. Der Hund lacht nämlich sehr gut; man braucht ihn nur zu beobachten, um sich davon zu überzeugen. Auch das Pferd ist neugierig, weniger jedoch als der Vogel. Besonders neugierig sind die großen Gebirgshunde. Man zieht ein neues Kleidungsstück an, der Hund nähert sich und beriecht es eine Zeitlang, indem er sich wahrscheinlich fragt, ob sein Herr da nicht ein neues Fell bekommen habe; er ist von seiner Prüfung erst dann befriedigt, wenn er endlich begriffen hat, daß das Kleid nicht den Mann macht. Man wechselt Handschuhe; er beriecht den Handschuh minutenlang, wenn der Handschuh neu ist. Wenn man ihn schon benutzt hat, schenkt; er ihm keine Beachtung. Ich machte mir mehrere Male das Vergnügen, Handschuhe aufzuziehen, die verschiedenen anwesenden Personen gehörten. Mein Hund war ein Bernhardiner. So oft ich die Handschuhe wechselte, näherte er sich, wie von einer Springfeder emporgeschwellt, gewissermaßen automatisch, der Hand; nach einer Sekunde schon war er bei dem Besitzer der Handschuhe und ließ sich von ihm streicheln. Und so jedesmal; der Handschuh schien ihn an den Namen des Handschuhbesitzers zu erinnern. Aehnliches kan man oft bei Jagdhunden beobachten. Der Bernhardiner hatte die Manie, in einer unbekannten Sprache minutenlang mit den Bäumen zu plaudern. Er hat in den Wäldern seine Lieblingsbäume. Er besieht sie und umkreist sie. Was sollen diese „tête-à-tête" bedeuten? Und was findet er an dem Baume? Einen eigenartigen Geruch oder Insekten, die seine Aufmerksamkeit erregen? Nein, das nicht, denn er ist im Winter ebenso wie im Sommer: sobald der Hund frei ist, läuft er zu seinen Bäumen. Diese neugierige Vorliebe des Hundes für den Baum bleibt ein Rätsel. Manchmal wird die Neugier des Hundes schlecht belohnt. Romanes ließ eines Tages Seifen-

blasen aufsteigen. Sein Hund zeigte ein ganz besonderes Interesse für den Versuch. Das hatte er noch nie gesehen. Natürlich näherte er sich einer Blase und beschnupperte sie. Die Blase entfernte sich; er näherte sich wieder und berührte den kleinen Ballon sehr zart mit der Pfote. Da platzte die Blase. Ganz überrascht und entsetzt lief der Hund davon und wollte nicht mehr zurückkehren. Manche Hunde werden vor Furcht ergriffen, wenn sie sich etwas nicht erklären können. Ich sah einen Hund eine Viertelstunde lang wütend bellen und sich nicht vom Platze rühren, weil er von einer Mauer eine Efeuranke herunterhängen sah. Eines morgens hielt in Bois ein kleines Mädchen ein viereckiges Kästchen in der Hand. Mein Berhardiner wollte durchaus wissen, was dieses Kästchen zu bedeuten habe. Er betrachtete es, beschnupperte es, sah sich's aus angemessener Entfernung an, ging dann wieder näher und legte seine Schnauze prüfend auf die Lederhülle. Da setzte das junge Mädchen plötzlich eine Feder in Bewegung. Das Kästchen öffnete sich, und heraus sprang eine täuschend nachgemachte große Schlange. Der Hund machte einen gewaltigen Sprung rückwärts und lief, von wahnsinniger Furcht ergriffen, direkt nach Hause. Sobald er jetzt das junge Mädchen sieht, läuft er, was er laufen kan.

Neugierig, aber auch mit einem guten Gedächtnis begabt ist die Ziege. Man beobachte nur in kleinen Bergstädtchen die Ziegenherde, die mit dem Ziegenhirten spazieren geht. Wie neugierig sie ist, die kleine Ziege! Sie betrachtet und sieht alles. Ein Zeitungsblatt auf dem Straßenpflaster erregt ihre Aufmerksamkeit; sie bleibt sofort stehen, denn sie muß wissen was das ist. Sie tritt in die Läden ein, klettert auch manchmal eine Treppe hoch. Selbst auf den Bergen ist die Ziege neugierig. Oft bleibt eine ganze Ziegenherde stehen, um inen vorübergehenden Touristen zu betrachten. Ebenso neugierig ist die wilde Brgziege und die Gemse. Wenn der Jäger eine Gemse haben will legt er auf einen Felsen irgend einen Gegenstand, ein weißes Taschentuch, z. B., und versteckt sich in einiger Entfernung. Die Gemse muß wissen, was der weiße Gegenstand, den sie noch nicht kennt, zu bedeuten hat: sie kommt näher, und der Jäger kann bequem schießen. (Dieses Rezept, Gemsen zu schießen, trägt wohl die Unterschrift „Münchhausen." Red.)

Vielleicht das neugierigste aller Tiere ist der Affe. Man weiß, wie er in einem Zimmer, in dem er allein gelassen wird, schaltet und waltet. Er untersucht alles, was nicht nie- und nagelfest ist. Brehm erzählt, daß Affen, trotz der großen Furcht, die ihnen die Schlangen einflößen, nicht dem Verlangen widerstehen konnten, den Deckel einer Kiste zu öffnen, in der sich mehrere Schlangen befanden. Darwin steckte einmal eine ungefährliche Schlange in eine große Papierdüte und legte die Düte in den Affenkäfig des Londoner Zoologischen Gartens. Die Affen gingen zuerst im Kreise um die Düte herum und sahen in ihrem heißen Bemühen, das tiefere Wesen des Eindringlings zu ergründen, äußerst drollig aus. Schließlich näherte sich einer der Affen, öffnete vorsichtig die Düte, warf rasch einen Blick hinein und lief entsetzt fort. Einer nach dem anderen, kamen nun alle Affen mit hocherhobenem Kopfe und konnten sich das Vergnügen nicht versagen, gleichfalls rasch in die Düte hineinzugucken und dann mit allen Zeichen des Entsetzens und der Entrüstung die Flucht zu ergreifen.

Sehr neugierig sind auch die Kühe, die doch so gleichgültig in die Weltblicken. Wer sah sie nicht schon neugierig den Kopf heben und irgend einen Vorübergehenden vom Scheitel bis zur Sohle mustern. Als der Naturforscher Emmer einmal auf einem Weideplatz eine Skizze entwarf, näherden sich ihm alle Kühe, die zugegen waren, bildeten einen Kreis um ihn, blieben unbeweglich stehen und richteten die großen runden Augen auf das Skizzealbum. Sie kamen so nahe heran, daß der Zeichner sie mit einem Stocke wegtreiben mußte. Aber sie kehrten ruhig zurück, da sie durchaus wissen wollten, was ein Mensch mit einem Bleistift und einem Blatt Papier fertigbringen könnte. Man kann sagen, daß das Gefühl der Neugier nicht nur der Gattung Mensch eigen ist."

Allerlei.

* **Ueber ein Idyll im Berliner Tiergarten** plaudert die Nat.-Ztg.: Auf dem am Goldfischteich vorbeiführenden Wege stand unbeweglich eine junge Dame und blickte starr auf einen Punkt des Weges. Einem Herrn fiel das wunderbare Gebaren auf, er ging zu der Dame hin — und alsbald stand auch er unbeweglich da und starrte unverwandt auf eine Stelle des Weges. Und was gab's da zu sehen? Nun, weiter nichts als eine kleine braune Maus mit einem schwarzen Strich über dem Rücken, die unbekümmert um die beiden Menschen auf dem Wege herumhüpfte und spielte, jedes Steinchen neugierig beschnupperte und mit ihren eifrig-geschäftigen Bewegungen einen drolligen Anblick bot. Jetzt naht sich auch ein älteres Kinderfräulein mit strengem Gesicht, das ein kleines, in der Kunst des Gehens noch nicht weit vorgeschrittenes Kind an der Hand führte. Alsbald standen auch diese still, und das Kind sah mit kreisrunden Augen mit höchstem Interesse die Maus an. „Siehst du die Maus?" fragte das strenge Kinderfräulein. Keine Antwort. Dies gab dem Kinderfräulein Veranlassung zu einem pädagogischen Vortrag, der mit den Worten begann: „Es ist unhöflich, auf eine Frage keine Antwort zu geben. Merk dir das!" Das Kind und die Maus hörten aufmerksam zu, sagten aber beide nichts. Allmählich sammelten sich noch mehr Menschen an. Es waren schließlich so viele Bewunderer der Maus da, wie man in den Reichstagssitzungen gewöhnlich Abgeordnete zu sehen pflegt. Die Maus ließ sich gar nicht stören, sie zeigte keine Spur von Angst oder sonst einem unmännlichen Gefühl. Da auf einmal entdeckte der an dem kürzlich heimlich enthüllten Beethoven-Mozart-Haydn-Denkmal stehende Schutzmann die Menschenansammlung. Er dachte natürlich sofort an einen Selbstmörder, eine Wasserleiche u. ähnliche polizeiliche Sachen. Pflichteifrig eilte er mit ernster Dienstmiene herbei — und stand alsbald starr vor Staunen da. Was, nur ein ridiculus mus? Diese hatte inzwischen ein zerknülltes Zeitungspapier entdeckt, das wahrscheinlich einst zur Hülle für ein Butterbrot gedient hatte. Tief steckte sie den Kopf in das Papier — da auf einmal prallte sie zurück. Sie muß dort etwas Entsetzliches gelesen haben. Hastig eilt sie vom Wege ins Gras und verschwindet mit großen Sprüngen den Blicken der Nachschauenden. Jetzt bricht auch das Kind das Schweigen: „Maus fort!" sagt es. „Ja, Maus fort!" wiederholt das indignierte Kinderfräulein, wir gehen auch fort." Damit zerstreute sich die Menge. Der Schutzmann aber begab sich zu seinem Denkmal zurück und stellte mit Genugtuung fest, daß von den drei seiner Obhut anvertrauten Tonkünstlern in der Zwischenzeit keiner abhanden gekommen war.

* **Eine automatische Stiefelputzmaschine**, die elektrisch betrieben wird, hat, wie wir in einem englischen Blatte lesen, ein Amerikaner namens Zimmermann erfunden. Sie wird vielleicht dem blühenden Gewerbe der Stiefelputzer in Amerika den Garaus machen. Der Apparat besteht in der Hauptsache aus einer kreisrundenPlattform, die alle zwei Minuten eine vollständige Umdrehung macht. Auf der Plattform sind sechs Sitze. In einer Runde macht sie sechs Pausen von je 20 Sekunden, und während dieser Pausen wird das Stiefelwichsen ausgeführt Wer sich die Stiefel putzen lassen will, steigt auf die Plattform und läßt sich auf einem der sechs Sitze nieder. Hat sich dann die Plattform bis zu Station 1 bewegt, so kommt dort, während der ersten aPuse, die erste Reihe Bürsten auf die feststehenden Stiefel herab und entfernt allen Schmutz von dem Leder. Auf Station 2 kommt einReinigungsmittel zur Anwendung; auf 3 wird dieses abgerieben; auf 4 wird die Wichse aufgetragen und auf 5 der endgültige Glanz gegeben. Nach der sechsten Pause von 20 Sekunden hat die Plattform den Kunden bis zur Abspringestation gebracht, und die Stiefel sind spiegelblank 1800 Paar Schuhe bei einer zehnstündigen Arbeitszeit — das ist der tägliche Rekord dieser neuen Maschine, zu deren Bedienung nur 2 Leute nötig sind, die auf die Kunden achten und den elektrischen Motor von zwei Pferdekräften beaufsichtigen.

Rätsel-Ecke.

Hononym.

Als Körperteil, als Fluß, als Land
Sind wir in einem Wort genannt.
Das Ländchen liegt im deutschen Reich,
Mehr sag' ich nicht — sonst habt ihr's gleich.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Dreisilbige Charade: Wortwechsel:
Logogryph: Mission — Million.